

Marianne Bühler

Siegfried Braun – ein jüdischer Lehrer in schwerer Zeit

Veröffentlicht im Jahrbuch des Kreises Bernkastel-Wittlich, Jahrgang 2006, S. 304-313.

Einleitung

Im Heimatkalender für den Kreis Bernkastel erschienen im Jahre 1967 die Kindheitserinnerungen eines Dr. Siegfried Braun unter dem Titel: „Von Dusemond und seiner jüdischen Gemeinde“. Dies war die veränderte Fassung eines Artikels, den Siegfried Braun bereits 1965 in der „Zeitschrift für die Geschichte der Juden“ veröffentlicht hatte. Als Achtzigjähriger in Israel, ein paar Jahre vor seinem Tod, hat er diese Erinnerungen niedergeschrieben. Aber auch andere erinnerten sich an ihn, wie z.B. ein ehemaliger Schüler aus Köln, Helmut Goldschmidt: „Im ersten Schuljahr hatten wir Dr. Braun als Lehrer, der ein bekannter Mann war. ... Dr. Braun war ein Lehrer mit großem Wissen und großem pädagogischen Können, mit viel Einflußvermögen auch auf kleine Kinder. Ich fand ihn einen wirklich hervorragenden Lehrer.“¹

Kindheit in Brauneberg

Siegfried Braun wurde am 3. November 1885 in Brauneberg an der Mosel geboren und verbrachte dort die ersten fünfzehn Jahre seines Lebens. Später kam er immer wieder in den Ferien an die Mosel. Sein Vater war Schuhmacher, geboren im nahen Kesten. Er scheint eine anerkannte Persönlichkeit gewesen zu sein, denn zeitweise war er Schöffe am Amtsgericht in Bernkastel, „ein noch nie dagewesenes Ereignis“, wie sein Sohn schreibt.²

Insgesamt lebten um 1900 42 jüdische Bürger in Brauneberg, was etwa 6 % der Gesamtbevölkerung ausmachte. Siegfried Braun spricht von 10 Familien in Dusemond, wie der Ort bis 1925 hieß. Dazu kamen sieben Familien in Mülheim, vier in Lieser, vier in Wintrich und vier in Veldenz, die zusammen eine kleine Synagogengemeinde bildeten. Die meisten waren Viehhändler, daneben gab es Kaufleute, Metzger, Schuhmacher, Bäcker, Klempner, Schneider und zwei Schneiderinnen. „Die jüdischen Männer und ihre erwachsenen Söhne mußten sich plagen, um die Familie ordentlich zu ernähren. Die Viehhändler versuchen auf ihren mühseligen Gängen durch die Dörfer im Tal und den Vorbergen des Hunsrück ihr Glück. Der einträgliche Großhandel mit Ochsen lag in den Händen zweier Niederemmelers. Alle anderen begnügten sich mit dem Kauf und Verkauf von Kühen und Kleinvieh. Es gab in Dusemond nur einen christlichen Fleischer, das war unser Nachbar Heinrich Lieser, der Besitzer des Gasthofs. In dessen Schlachthaus erschien allwöchentlich der Handelsmann Hermann Meyer aus Wintrich und schächtete die Tiere nach der jüdisch-rituell vorgeschriebenen Weise. So konnte das „Koscherfleisch“ (..) auch an die jüdischen Mitbürger verkauft werden. ... Wohlhabend wurden in der Gemeinde eigentlich nur zwei Familien, die beiden Straußschen in Mülheim und in Dusemond.“³

Die kleine jüdische Gemeinschaft lebte am Ende des 19. Jahrhunderts noch in traditionellen Zusammenhängen, aber langsam trat hier eine Wandlung ein: „Die Alten trugen sich noch so wie ihre Vorfahren im Ghetto. Haupthaar und Bart wurden nur wenig gekürzt und blieben gemäß der Toravorschrift durch die Schläfenlocken, Peijes genannt, verbunden (...). ... Die

Söhne begannen das Haar kurz zu tragen und den Bart zu entfernen.“⁴ Mittelpunkt für die Juden war die kleine Synagoge, wohl eher ein Betraum. In der kath. Schulchronik von 1878 wird angegeben, dass bereits 1766 einige am Ort wohnende Juden sich eine eigene Synagoge erbaut haben.⁵ Die Vermutung von Braun, dass Juden erst in der napoleonischen Zeit in diesen Raum gekommen seien, erweist sich also als falsch. Im gesamten Moselraum waren sie schon sehr viel früher ansässig, und bereits für das Jahr 1329 ist ein Abraham von Kesten, wohnhaft in Trier, nachgewiesen. Die Synagoge, die Braun in seiner Kindheit kennenlernte, war in einem Haus im Obergeschoss untergebracht und steht noch immer an der Hauptstraße in Brauneberg. Die Synagoge war der Ort (neben den Familien), in dem die Einführung in das jüdische Leben für die Kinder stattfand, denn Religionsunterricht gab es hier nicht. Es gab auch keine angestellten Kultusbeamten; die Gemeinde musste alle diese Dinge alleine regeln. „Als Vorbeter wirkte der Ältteste der Gemeinde, der noch keine Volksschule besucht hatte, sondern den Cheder in einer Eifelgemeinde (Osann). Als seine Stimme gar zu brüchig geworden war, trat an ihrer Stelle der Schneider, ebenfalls ein Schüler des Cheder. Woher ihnen die Nigunim vertraut gewesen sein mögen und die Fähigkeit, die Thora vorzulesen, wer mag es wissen?“⁶ So lernten die jüdischen Kinder von den Eltern, und die Kenntnis vom Judentum vermittelte sich ihnen nicht durch Unterricht, sondern durch das Leben und den Besuch der Synagoge. Besonders interessant und wichtig waren natürlich die Feste. Vor Pessach kamen die großen Körbe mit Matzen aus Rachtig nach Brauneberg; die Matzenbäckerei aus Rachtig war weithin bekannt. Der kleine Siegfried wurde aber auch zusammen mit anderen Jungen nach Monzel zum jüdischen Kleinkrämer geschickt, wo man die für Pessach koscheren Lebensmittel einkaufen konnte. Besonders in Erinnerung geblieben ist ihm auch das Laubhüttenfest im Herbst: „Eine Laubhütte hatten nur wenige der jüdischen Familien. Mein Vater wollte nicht auf die Errichtung einer "Sukke“ verzichten. Er liess in einer Stube des Obergeschosses eine quadratische Fläche aus der Decke lösen und an ihre Stelle eine entsprechend große Holztafel einsetzen, die nach oben geöffnet den Blick zum Himmelsgewölbe freigab, damit der Vorschrift entsprochen sei.“⁷

Siegfried Braun besuchte wie alle jüdischen Kinder die evangelische Volksschule. Schon damals scheinen sich seine Intelligenz und seine pädagogischen Fähigkeiten gezeigt zu haben: „Lehrer Becker setzte mich, als das letzte meiner Schuljahre herangekommen war, auf den ersten Platz und holte mich als eine Art Hilfslehrer heran, wenn den Sechsjährigen der Anfang der Schulweisheit beizubringen war.“⁸ Stolz war Siegfried, als ihn der Schulinspektor und Superintendent Pfarrer Spies im Hebräischen prüfte und er antworten konnte, obwohl die christlichen Theologen die sephardische und die Juden die aschkenasische Aussprache benutzten. Viel später, in den dreißiger Jahren in Köln, diskutieren die jüdischen Lehrer Deutschlands in der Jüdischen Schulzeitung die Frage, ob sie ihren Hebräischunterricht auf die sephardische Aussprache umstellen sollen. Denn das Aschkenasische war zwar die im deutschen Raum althergebrachte Aussprache für den Gottesdienst und das religiöse Leben. In Palästina aber, wo sich das Neuhebräische im Zuge des Zionismus entwickelt hatte, bevorzugte man die sephardische Aussprache, die aus der Tradition der ehemals spanischen Juden hervorgegangen ist. Um den Kindern, die auf dem Weg waren, dorthin auszuwandern, das Einleben zu erleichtern, entschied man sich schließlich auch in Deutschland dazu, zumindest beim Unterricht im Neuhebräischen die sephardische Aussprache zu wählen

Lehrjahre

Wie vielen anderen jüdischen Jugendlichen, so wurde auch für Siegfried Braun die kleine Welt in Brauneberg zu eng. Seine Eltern schickten ihn zunächst an die öffentliche jüdische Schule in Saarwellingen. Dort unterrichtete sein Onkel Joseph Hess, der Vater von Jettchen Hartmann, der Frau des letzten jüdischen Lehrers in Wittlich, der im November 1938 an den Folgen von Misshandlungen in der Pogromnacht starb. In Saarwellingen erhielt der junge Siegfried eine solide jüdische Grundbildung. Sowohl der Lehrer der evangelischen Volksschule in Brauneberg als auch sein Onkel rieten den Eltern, den begabten Jungen Lehrer werden zu lassen. „So schickten mich denn im Herbst des Jahres 1901 meine Eltern auf die Fahrt nach Münster. Nach fünfjährigem Studium in der Präparandie und im Seminar der Marks-Haindorfschen Stiftung legte ich die erste Lehrerprüfung am Katholischen Seminar zu Werl, Kreis Soest ab; denn unser Institut in Münster war als Privatanstalt nicht berechtigt, die Geeignetheit der Kandidaten zum Lehramt verbindlich zu bestätigen, obgleich sie der Aufsicht des Königlichen Provinzialschul-Kollegiums unterstand.“⁹ Braun unterrichtete anschließend zwei Jahre an der jüdischen Schule in Werl, wo er wohl auch seine spätere Frau Elisabeth kennenlernte, die in Werl geboren ist. Die Marks-Haindorfsche Stiftung in Münster war zur preußischen Zeit eine auch im Rheinland sehr bekannte Institution. Sie war 1825 ins Leben gerufen worden von Haindorf, einem in Münster wohnenden Arzt und Philanthropen, mit finanzieller Unterstützung seines Schwiegervaters. Beide waren von dem Gedanken bewegt, die Integration der Juden in die deutsche Gesellschaft zu fördern. Die Juden sollten aus ihrer angestammten, einseitig auf den Handel fixierten Berufswelt herauskommen und in verschiedenen Handwerken ausgebildet werden. Die Stiftung beinhaltete drei Bereiche: eine Volksschule für jüdische, später auch nichtjüdische Kinder, eine Schule zur Ausbildung von Handwerkern und ein Lehrerseminar. Damit sollte vor allem die Qualifikation jüdischer Elementarlehrer verbessert werden, die oft nur mangelhaft ausgebildet waren und als Saisonlehrer über Land zogen. 1884 wurde ein eigenes Unterrichts- und Internatsgebäude errichtet, das heute als jüdisches Kulturzentrum dient.

Siegfried Braun erinnert sich: „Als ich Schüler und später Lehrer des Seminars gewesen, führte eine Treppe an der Front zu dem mit farbigen Majolikaplatten ausgelegten Aufgang, von dem aus man zuerst in die Lehrsäle, das Konferenzzimmer, das Sekretariat und die Bibliothek gelangte. Im Obergeschoß befanden sich die Wohnräume des Direktors, die Studiersäle und die Aula, welche zugleich als Synagoge diente. Unterm Dach lagen Schlafsaal und Waschräume mit den ‚Spinden‘ für die Schüler.“¹⁰ Es war also ein intensives gemeinsames Lernen und Leben, das man dort pflegte. In der im Hause vorhandenen zweiklassigen Volksschule wurden von den Lehrern Muster- und von den Schülern Probestunden gehalten. Beliebt war die Schule auch bei den preußisch-protestantischen Beamten, die ihre Kinder lieber dorthin als in die katholischen Konfessionsschulen schickten.

Auch auf die meist mit ihrer Lehrertätigkeit verbundene Arbeit als Kultusbeamte, vor allem als Kantoren, wurden die Aspiranten in Münster vorbereitet. „Das religiöse Leben im Seminar entsprach konservativer, nicht streng orthodoxer Tradition. Täglich betete man gemeinsam das Morgen- und Abendgebet in der Aula gemäß der Ordnung, wie sie in den nichtreformierten Gemeinden üblich war. Die Verpflegung, welche zu meiner Zeit die brave Köchin Rosenbaum mit ihrer Schwester bereitete, war koscher und wurde nicht serviert, wenn Fasttag war. Am

Sabbat und an Festtagen beteten alle Schüler in der Gemeindegemeinsynagoge, deren Liturgie liberalen Tendenzen folgte. .. Das Schachrit-Gebet wurde abwechselnd von einem Seminaristen vorgetragen, eine gute Übung für den späteren Beruf.“¹¹

Die Ausbildung war kostenlos; allerdings musste man sich verpflichten, anschließend für einige Jahre in den Gemeinden des Rheinlandes oder Westfalens zu arbeiten. Für viele aber, auch für Braun, war das Mark-Haindorfsche Lehrerseminar, zu dem viele Gemeinden durch Spenden einen Beitrag leisteten, erst der Anfang einer weiteren wissenschaftlichen Ausbildung. Braun selbst legte berufsbegleitend die Prüfung für Mittelschullehrer und die Rektorprüfung an, studierte in Münster, Bonn und Köln und promovierte 1923 mit Auszeichnung. Zu dieser Zeit war er längst Lehrer an der jüdischen Volksschule in Köln.

Köln: Zentrum seines Berufslebens in Deutschland

Die jüdische Volksschule in der Lützowstraße, oder, wie sie offiziell hieß, die „Städtische israelitische Volksschule Köln“, hatte mit den kleinen einklassigen Schulen in den Moseldörfern nicht viel gemeinsam. Sie war zu dieser Zeit die größte öffentliche jüdische Volksschule in Deutschland. 1933 hatte sie 702 Schüler; die Zahl stieg bis 1937 auf 920 Schülerinnen und Schüler an; also wahrlich kein Kleinbetrieb. Es gab 19 Klassen, schöne, helle Klassenräume, einen eigenen Turnsaal, also recht gute Bedingungen. Trotzdem schickten die meisten wohlhabenden jüdischen Eltern ihre Kinder gar nicht in eine jüdische, sondern in die allgemeine Volksschule. Man war so sehr mit der deutschen Kultur verbunden, dass einem eine jüdische Erziehung für die eigenen Kinder nicht mehr als wichtig erschien. In der Lützowstraße war der Anteil der Kinder aus zugewanderten ostjüdischen Familien besonders hoch. Zeitenweise kam bis zur Hälfte der Schülerinnen und Schüler aus solchen Familien. Die aus dem Osten kommenden Juden entstammten zumeist noch einem intakten jüdischen Milieu; ihnen war, anders als den deutschen Juden, eine jüdische Erziehung für ihre Kinder wichtig. Insgesamt gab es in Deutschland im Jahre 1933 ca. 60 000 schulpflichtige jüdische Kinder, von denen nur ein Drittel jüdische Schulen besuchten; die anderen besuchten allgemeine nicht jüdische Schulen.¹² Die Schule in der Lützowstraße war nicht die einzige jüdische Schule in Köln. Es gab auch noch die „Moriah“, eine orthodox ausgerichtete Volksschule, die aber viel kleiner war; und außerdem die „Jawne“, das ebenfalls eher orthodox ausgerichtete Gymnasium, das aber vor allem in der Nazizeit viele Schüler anderer Richtungen des Judentums aufnehmen musste.

Joseph Walk schreibt in einem Artikel über das jüdischen Schulwesen in Köln: „Dem Lehrkörper der Lützowstraße gehörten u.a. zwei bedeutende, über Köln hinaus bekannte Lehrer an: Cilli Marx, die sich bereits bei der Bearbeitung von Lehrplänen für Arbeitsschulen und der „Domfibel“ einen Namen gemacht hatte, und Dr. Siegfried Braun (1885-1969), zeitweiliger Redakteur des Kölner jüdischen Gemeindeblattes und in den Jahren des Naziregimes Redakteur des offiziellen Organs des „Reichsverbandes der jüdischen Lehrervereine“ Deutschlands.“¹³ Auch Henry Gruen, geb. als Heinz Grünebaum 1923, erinnert sich. Sein Vater war ebenfalls Lehrer an der Schule in der Lützowstraße und somit Kollege von S. Braun; er selbst war mit dessen Sohn Walter befreundet. „Ich ging seit 1929 in die Volksschule Lützowstraße, an der mein Vater Lehrer war. Die Schule hatte ein Kollegium, das in seinem Bildungsniveau recht bemerkenswert war. Es war humanistisch orientiert, und im großen und ganzen hatten wir einen

guten Unterricht dort. Teilweise wurden sehr fortschrittliche Inhalte vermittelt und moderne Methoden angewandt. Auf der anderen Seite herrschte eine strenge Haltung gegenüber den Schülern vor, was ich im Rückblick nicht als förderlich ansehe. Ich denke an Situationen, in denen die Körperstrafe ziemlich undifferenziert eingesetzt wurde. In dieser Beziehung waren Atmosphäre und Praxis an der jüdischen Schule ganz ähnlich denen, die an den anderen Schulen in Köln herrschten. Aber es gab auch Lehrer, wie zum Beispiel Dr. Braun, die Körperstrafen ganz bewußt nicht gebrauchten...“¹⁴ Neben seiner Schultätigkeit war Braun Mitglied in verschiedenen Vorständen jüdischer Einrichtungen in Köln: im Kuratorium der „Jawne“, des jüdischen Realgymnasiums, im Vorstand des Wohlfahrtsamtes und im Vorstand der Kölner Zionistischen Vereinigung. Außerdem hat er 1934 das Jahrbuch der Synagogengemeinde Köln herausgegeben.

Die Zeit des Nationalsozialismus

Von den tiefgreifenden Brüchen, die die gesamte Judenschaft Deutschlands durch die Machtergreifung der Nationalsozialisten traf, blieben die jüdischen Schulen nicht unberührt. Zum einen nahm die Zahl der Schülerinnen und Schüler zu, die aus den allgemeinen Schulen auf die jüdischen Schulen wechselten. Zunächst noch war zwar nur die Zahl der jüdischen Schüler auf den höheren Schulen begrenzt worden, aber auch die anderen waren zunehmenden Repressionen ausgesetzt. Gleichzeitig wanderten bereits viele jüdische Familien aus, andererseits kamen viele aus kleinen Gemeinden, auch aus unserem Raum, nach Köln, weil sie sich dort ein anonymes Leben und auch bessere Bedingungen für die Auswanderung erhofften. Der Wechsel bei den Schülerinnen und Schülern war groß. Bei abnehmender Zahl jüdischer Kinder in Deutschland insgesamt konzentrierten sich diese also immer mehr in jüdischen Schulen, bis sie schließlich dazu gezwungen wurden. Man kann sich leicht vorstellen, was ein solcher Wandel für einen geregelten Schulalltag bedeutet.

Es kommt hinzu, dass auch bei den Lehrerinnen und Lehrern nicht alles in den gewohnten Bahnen weiterging. Auch von ihnen wanderten einige aus, andere, die bei den nicht jüdischen Schulen tätig gewesen waren, mussten jetzt in die jüdischen Schulen wechseln. Es herrschte also eine Klima des ständigen Wechsels, und dazu kam die allgemeine politische Lage, die für die Juden immer bedrückender wurde. Es war in einer solchen Situation einerseits besonders wichtig, andererseits besonders schwierig, den Kindern zumindest in der Schule eine Umgebung zu schaffen, in der sie sich einigermaßen frei und ohne Bedrohung von außen entfalten konnten. Welche Gedanken man sich in jüdischen Lehrerkreisen über diese veränderte Lage und die daraus zu ziehenden Konsequenzen machte, davon zeugen die Überlegungen in der „Jüdischen Schulzeitung“.

Die Jüdische Schulzeitung

Dr. Braun übernahm im November 1933 die Schriftleitung der Jüdischen Schulzeitung. Diese war das Organ des „Verbandes der jüdischen Lehrervereine im Deutschen Reiche“ und war 1925 gegründet worden mit dem Ziel, für die jüdischen Lehrer den Kontakt zur aktuellen wissenschaftlichen Diskussion in der Pädagogik und in der Religionswissenschaft zu verbessern, aber auch den Kantoren in den kleinen Gemeinden ihre Arbeit zu erleichtern. „Die

preiswerte Ausgabe war mit einer relativ konstanten monatlichen Auflagenhöhe von ungefähr 1000 Stück in der NS-Zeit unter den Lehrern sehr verbreitet und blieb ohne Parallele. Diese spannende Fachzeitschrift setzte sich für die jüdische Schule ein und war eine Zeitung von, für und über Lehrer.“¹⁵

Bereits im Jahre 1930 hatte Braun einen Grundsatzartikel veröffentlicht zum Thema „Über Religiosität in unserer Zeit und über den Religionsunterricht.“¹⁶ Braun geht in seinen Überlegungen davon aus, dass trotz Reformen der Religionsunterricht derzeit das unbeliebteste Fach in der Schule ist. Er befasst sich dann mit der Stellung des modernen Juden zur Religion insgesamt und kommt zu dem Schluss, dass religiöse Erfahrung zu kurz kommt: „Menschen, unter deren Augen an jedem Tage die Technik einen neuen ungeahnten Triumph feiert, Menschen, die mit der Uhr in der Hand den gesetzmäßigen Ablauf aller kosmischen und irdischen Erscheinungen kontrollieren, denen zeitliche und räumliche Entfernungen zu unbedeutenden Strecken zusammenschrumpfen, denen das rastlos faustische Forschen ein Geheimnis nach dem andern entschleiern und mit einer raffiniert fein ausgeklügelten Apparatur vor die Sinne hinzaubert, sie verlernen in dieser raschlebigen immerfort neue Aspekte darbietenden Zeit das Staunen, und damit dörrt der Boden aus, auf dem allein das Mysterium erwachsen kann und verkümmert leicht das Organ für Empfindungen, die auf andere Sphären hingeworfen sind als auf die irdische Sachlichkeit und Nüchternheit.“¹⁷

Auch die Familie ist für Braun nicht mehr das, was sie mal war: „Wenn heute auch in jüdischen Kreisen die vielgerühmte Innigkeit des Familienlebens weitgehend geschwächt wurde, wenn die Ehe nicht mehr alle Züge einer geheiligten Institution aufweist, wenn überhaupt dauerhafte Bande von Mensch zu Mensch immer seltener und nur noch auf Zeit geknüpft werden, wenn in der Kunst das Besinnliche, Schlichte, Harmonische einer sich wild gebärdenden Disharmonie weichen müssen und wenn am Ende das Lebenstempo überhaupt den Charakter des Rasens angenommen hat, nicht zuletzt auch verursacht durch rein wissenschaftliche Misere, so wird es dem, der in dieses wüste Getriebe hineinblickt, klar, aus welchen Gründen gegenwärtig kein Raum da ist zur Entfaltung religiöser Grundkraft.“¹⁸ Hier geht sein Blick auch zurück in die Zeit seiner eigenen Jugend an der Mosel: „Sabbath und Feiertage sind nicht mehr die Hochzeiten, in denen die jüdische Familie noch in unserer Kindheit zur religiösen Gemeinschaft engster Umgrenzung innig verbunden war. Es fehlt die innere Sammlung, die fromme Gestimmtheit, die das trauliche Wohnzimmer einst zum Mittelpunkt ansprechender kultischer Handlungen werden ließ.“¹⁹ Vieles in seiner Gesellschaft ist Braun zu rational; alles erklären zu wollen, ist für ihn der Tod der Religion.

Wie soll sich in dieser Lage der religiöse Erzieher verhalten? Eine einfache Lösung gibt es für Braun nicht; wichtig ist ihm, dass man realistisch die Lage sieht und sich nichts vormacht, dass man ohne Illusionen und Selbsttäuschung an die Arbeit geht und die Jugend eben so nimmt, wie sie ist. Und die Realität ist für einen religiös aufgeschlossenen Lehrer nicht einfach: „Wir sollen die Jugend zu Gott hinführen, dorthin, wo sie ihn gar nicht findet, und wir selber, ja wir selber gehen umher, um ihn erst für uns wiederzufinden. Wir sollen sie die Sprache unseres Kultus lehren, ihnen diesen Kult selber zur lieben Gewohnheit werden lassen in seiner tiefen Symbolik, und sie lehnt den Gottesdienst ab und wandert in glückhafter Unbekümmertheit durch die schöne Welt, um Gott in der Natur zu erleben.“²⁰ Trotzdem bleibt er zuversichtlich: „Und wenn ich trotzdem einer alten jüdischen Gepflogenheit folge und ans Ende meiner Darlegungen den Optimismus stelle, so geschieht es nicht, um das Dunkle des Aspekts des

guten Eindrucks wegen aufzuhellen. In Wirklichkeit blickten wir gar nicht ins Düstere, sondern nur ins Gärende, Brodelnde eines neuen Werdenden. Und wenn es richtig ist, daß die religiöse Kraft eine dem Menschen notwendig mitgegebene Wesenseigentümlichkeit ist, ohne deren Dasein der Begriff „Mensch“ gar nicht bestehe; wenn es weiter zutrifft, daß spezifisch jüdische Religiosität für die Ewigkeit geboren ist, und immer wieder siegreich durchbrechen wird, so darf trotz aller Misere von Durchgangserscheinungen, trotz auch einer modernen wissenschaftlichen Auffassung, daß die Religion eine Illusion ohne Zukunft sei, der Glaube an eben diese Zukunft uns zuversichtlich stimmen und uns antreiben, weiterhin tapfer Hand ans Werk zu legen und unsere Erzieheraufgabe mit dem Eifer und mit der optimistischen Haltung zu erfüllen, mit denen allein der Erzieher vor der Jugend bestehen kann.“²¹

Mit der Übernahme der Schriftleitung tritt Braun, und das im Jahre 1933, in eine ganz andere Verantwortung. Da die jüdischen Lehrerinnen und Lehrer zunehmend ausgegrenzt wurden, ihnen die normalen Diskussions- und Fortbildungsforen im Laufe der Zeit abhanden kamen, übernahm die Jüdische Schulzeitung hier eine wichtige Rolle. „In ihr wurde Material zu Schwerpunktthemen zugänglich gemacht, hier konnten Berichte über Fachtagungen und Seminare einem breiten Fachpublikum vermittelt werden, hier wurden Lehrer direkt zur Teilnahme an den Veranstaltungen aufgefordert und zur Mitarbeit angeregt.“²² Im Mittelpunkt der Diskussion stand natürlich die ganze Zeit über die Existenzfrage: Wie und wie lange kann jüdische Schule in Deutschland überhaupt noch existieren? Die vielen Artikel und Kommentare von Braun machen die sich immer weiter verschärfende Lage deutlich.

Im Dezember 1933 ist seine Stimmung noch verhalten optimistisch. Er sieht durchaus die Realität, das Interesse der Staatsgewalt an einer „reinlichen Scheidung der Rassen“; aber darin scheint für jüdische Schulen doch auch eine neue Chance zu liegen. Denn in der davor liegenden Zeit der Assimilation ist, wie oben schon für Köln berichtet, die Zahl der Schülerinnen und Schüler an den jüdischen Schulen immer mehr zurückgegangen. Die, denen aber eine jüdische Erziehung trotz aller Offenheit für die restliche deutsche Gesellschaft wichtig war, kämpften einen aussichtslosen Kampf für die jüdische Schule. Jetzt scheint es für sie durch den Druck von außen eine neue Chance zu geben.

Allerdings: „In früheren Zeiten haben wir Lehrer in aller Leidenschaft und aus guten Gründen für eine der Ausbildung christlicher Lehrer gleichartigen Ausbildung der jüdischen Lehrer gekämpft; heute ist ein solcher Kampf sinnlos geworden, weil es eine Gleichartigkeit auf diesem Felde gar nicht mehr geben wird.“²³ Braun sieht also von Anfang an ganz klar, dass es zwar möglicherweise eine größere Bedeutung der jüdischen Schulen für die Juden geben wird, aber nicht innerhalb der sich gerade entwickelnden nationalsozialistischen deutschen Gesellschaft. Die Zukunft der jüdischen Schüler in Deutschland sieht er nüchtern: sie werden keine Akademiker mehr werden können, kaum auch kaufmännische Angestellte. Auch hierin liegt eine bittere Ironie des Schicksals. Denn seit der Zeit der Aufklärung waren Juden darum bemüht, eben Handwerksberufe zu fördern. Auch hier könnte sie jetzt der Druck der neuen Politik dazu zwingen. Schon hier kommt (Anfang 1934) zum ersten Mal die Auswanderung nach Palästina in seinen Blick; allerdings rechnet er damit, dass der Großteil der jüdischen Schüler in Deutschland bleiben wird, auch wenn sie nur noch die Volksschulen werden besuchen können.

Im Juni 1934 beschäftigt sich Braun mit den neuen Aufgaben der jüdischen Schule. Es geht nicht mehr darum, die Juden in die deutsche Gesellschaft zu integrieren, sondern genau um das

Gegenteil: „Dissimilation“ ist das Stichwort. Bisher waren für die jüdischen Schulen zwei Bereiche bestimmend: die deutsche und die jüdische Kultur. Noch in den Richtlinien der Reichsvertretung der Juden in Deutschland von 1934 heißt es: „Die jüdische Schule erfährt ihre Prägung aus dem doppelten Urerlebnis, das jedes in Deutschland lebende Kind in sich trägt: dem jüdischen und dem deutschen. Diese beiden Grunderlebnisse sind gleichmäßig zu entwickeln und ins Bewußtsein zu heben; ...“²⁴ Braun sieht allerdings schon in dieser Zeit die jüdische Schule „in die Einsamkeit der kleinen jüdischen Welt zurückversetzt, aus der heraus kein Anschluß an die geistige Welt der Heimat möglich ist.“²⁵ Seine Schlussfolgerung: „Stand in deren Mittelpunkt der deutsche Mensch mit einer mehr oder weniger großen Beigabe von Jüdischem, so zielt die neue Schule auf den jüdischen Menschen hin, der sich wieder hineinstellen will in die Geschichte seines Volkes....“²⁶

Wie tief verletzend dieser Prozess war, auch aus der Sicht seiner positiven eigenen Erfahrungen aus Brauneberg, zeigt eine andere Äußerung Brauns: „Eine liebgewordene Tradition, die seit mehr als 100 Jahren entscheidend auf die Entfaltung der Persönlichkeit des deutschen Juden eingewirkt hat, gibt man nicht leichten Herzens auf, und es geht etwas vom Letzten des Menschen verloren, wenn er ausscheiden muß aus einer gesellschaftlichen Ordnung, der er sich zuinnerst verhaftet fühlte. Jüdische Jungens und Mädels ohne Zahl haben einträchtig neben ihren christlichen Kameraden und Kameradinnen gesessen; sie haben schönsten Menschentum gegeben und empfangen; sie haben – wie die andern – auch ihre Schwächen offenbart.“²⁷ Diese Gemeinsamkeit auf der Schulbank war vorbei. Für die jüdischen Kinder bedeutete dies nicht nur den Abschied von ihren Schulkameraden, sondern eine Ausgrenzung, die ihren gesamten Lebensalltag bestimmte. Dies bedeutete, dass jetzt die jüdische Schule der Raum sein musste, der ihnen eine stabile Identität geben konnte. Wie aber gestaltet man Schulunterricht oder auch einen Lehrplan unter solchen Bedingungen?

Es gab andere Probleme und Belastungen. In seinem Aufsatz über die jüdischen Schulen Kölns schreibt Braun: „Das Schulhaus in der Lützowstraße war ein städtisches Gebäude, also hißte der Schulmeister Oel die Hakenkreuzfahne, wenn allgemeiner Befehl hierzu gegeben wurde. Als Hitler seine erste große Rede als Reichskanzler hielt und alle Schüler im reiche mit ihren Lehrern sich vor dem Rundfunk versammelt hatten, zogen auch die jüdischen Lehrer mit etwa 1000 Schülern in die Turnhalle ein und hörten die teuflischen Schmähungen gegen die Juden.“²⁸

Lehrplan in veränderter Zeit

Aber natürlich stellten sich in dieser Zeit für die gesamte Unterrichtsgestaltung Fragen in Hülle und Fülle. Denn fast alle Fächer waren von den Veränderungen betroffen. Wie konnte man in einer jüdischen Schule beispielsweise Geschichte unterrichten, wenn in den anderen Schulen die deutsche Geschichte nur noch die Geschichte der „arischen Germanen“ war? Welche Texte konnten im Fach Deutsch noch verwendet werden? Wie absurd die Kontrolle durch die Nationalsozialisten war, zeigt folgende Episode: „Als die Schulabteilung der ‚Reichsvereinigung‘ 1937 die Erlaubnis zur Herausgabe eines besonderen Lesebuches für das 5.-6. Schuljahr der jüdischen Lehranstalten erhielt, wurde diese Aufgabe einem den verschiedensten religiösen Strömungen angehörenden Lehrkörper unter Leitung von Dr. Braun übertragen. Unter den ausgewählten Lesestücken deutscher Autoren befand sich die

Schilderung einer Besteigung der ägyptischen Pyramiden. Der Verfasser erzählte darin, daß ihn Angst überfiel, als er seinem jugendlichen Beduinenführer nachklettern sollte, wozu der arische Begutachter vermerkte: ‚Dieser Satz ist zu streichen. Ein Deutscher fürchtet sich nicht.‘ Noch weitere Konsequenzen zog aber die Forderung nach sich, sämtliche Texte jüdischer Autoren in lateinischen, die der deutschen dagegen in gotischen Lettern zu drucken. Das hätte den Neusatz des bereits fertiggedruckten Werkes erforderlich gemacht, wofür die notwendigen Mittel fehlten – so daß das Buch nicht erscheinen konnte.“²⁹

Noch schwieriger war dies bei den kleineren Kindern in der „Heimatkunde“? Konnte und wollte man den Kindern noch etwas von ihrer deutschen Heimat nahebringen, während sie draußen die Parolen „Juden raus!“ usw. hören oder lesen konnten? Aber welche „Heimatkunde“ sollte man unterrichten? Einige plädierten für eine „seelische Heimatkunde“, die nicht an einen Ort gebunden ist, sondern das Judentum mit seinen Bräuchen und Festen zur Heimat machte. Andere hielten lange daran fest, dass es bei der „Heimat“ in erster Linie nur um Deutschland gehen konnte.

Die Nürnberger Gesetze vom September 1935 waren ein Schock, auch für Braun. Juden müssen Abschied nehmen von einer Daseinsform, die ihr Leben über lange Zeit bestimmt hat; Braun weiß, dies geschieht nicht zum ersten Mal. „Dennoch ist es ein Neues, vor das wir hingestellt sind, ein in seiner Wucht und Folgerichtigkeit und in seiner Verknüpfung mit dem unerhört präzise arbeitenden technischen Apparat unserer Tage einzigartiges Phänomen, dem gegenüber jede Vergleichsmöglichkeit fehlt.“³⁰ Braun nimmt hier in einer erschreckenden Klarsichtigkeit das vorweg, was bis heute als die „Einzigartigkeit des Holocaustes“ bezeichnet wird.

Entsprechend der zunehmenden Aussichtslosigkeit in Deutschland richtet Braun immer stärker seinen Blick auf die Auswanderung, vor allem auf Palästina. Im Frühjahr 1936 leitet er für eine kleine Lehrergruppe eine Reise dorthin, um aus eigener Anschauung das kennenzulernen, was in Zukunft die Heimat vieler seiner Schülerinnen und Schüler sein wird. „Die Gruppe besichtigte die verschiedenen Erziehungsstätten, hospitierte beim Unterricht an verschiedenen Schulen, war Gast des jüdischen Lehrerverbandes und führte Gespräche mit ihren Kollegen im Lande.“³¹ Das Fazit von Siegfried Braun: „Erez Jisrael ist uns nicht mehr ein Begriff, ein Landkartenbild, eine Sammlung von Photos und Lichtstreifen. Erez Jisrael ist uns zur Wirklichkeit geworden. Die Eindrücke, die wir dort empfangen haben, wirken mächtig in uns nach. Sie spornen uns zum Einsatz für das Werk des Aufbaus an: sie geben dem belehrenden Wort, das wir zu den Jungen und zu den Alten hinsprechen, Kraft und Nachdruck.“³²

Andererseits weiß er, dass das Leben für die Neueinwanderer dort nicht einfach ist: „Ihrer aller wartet ein schweres mühereiches Leben, und uns Lehrern ist es auferlegt, zu unserem Teil daran mitzuhelfen, daß sie alle tüchtig werden zum Führen der Pflugschar, zum Schwingen des Hammers und des Beils, zur Eroberung unwirtlichen und harten Bodens, zum Ertragen ungewohnter Temperaturen und tückischer Sumpfrkrankheiten und zur Besiegung vielfältige Widerstände, von deren Beschaffenheit nur vage Vorstellungen vorhanden sind.“³³ Zu diesem Zeitpunkt im Jahre 1937 ist ihm auch längst klar, dass es in Deutschland keine Zukunft gibt: „Nicht der Eine und nicht der Andere unter den uns anvertrauten Schülern wird in kurzer Zeit in die Fremde ziehen, sondern alle, die heute noch in der Klasse vor uns sitzen, die noch die Luft Deutschlands atmen, die sich in deutscher Sprache mitteilen und zu denen wir noch in deutscher Sprache reden.“³⁴ Aber auch er konnte nicht ahnen, dass für viele auch seiner

Schülerinnen und Schüler das Ende dieses Auszugs aus Deutschland in den Konzentrationslagern des Ostens lag.

Diese Wende weg von der deutschen Kultur hin zu anderen Unterrichtszielen zeigt sich in der Wahl der Unterrichtsfächer: „Palästinakunde“ wird von Bedeutung, aber auch Sprachkenntnisse im Neuhebräischen und im Englischen, teilweise auch im Französischen. Besondere Mühe machte sich auf diesem Gebiet der Direktor des Jawne-Gymnasiums in Köln, Erich Klibansky, der es seinen Schülern ermöglichte, geschlossen in Klassen nach England zu emigrieren und dort ihren Abschluss zu machen. Im April 1938 veröffentlicht Braun den Bericht über eine Unterrichtseinheit „Wir reisen nach Amerika“.³⁵ Er hatte seine Schüler dazu aufgefordert, Reiseprospekte, Unterlagen von Schiffslinien usw. zu sammeln und als Übung eine solche Reise bis ins Einzelne zu planen. Gerade in solchen Aktionen spürt man die Kreativität, aber auch das Mitfühlen des Pädagogen, dem es immer in allererster Linie um seine Schüler und deren Wohlergehen ging. Immer noch spürt man hier trotz der zunehmend schwierigen Lage in Deutschland den schon oben zitierten Optimismus des Lehrers, der allein den Schülern eine Zukunftsmöglichkeit eröffnet.

Die letzte Ausgabe der Jüdischen Schulzeitung erschien am 1.11.1938. Die Stimmung ist deprimiert, niemand sieht mehr eine Zukunft in Deutschland. Viele sind schon ausgewandert, die Zahl der jüdischen Schülerinnen und Schüler hat sich stark verringert; waren es 1933 noch etwa 60 000 in Deutschland, so sind es jetzt noch ca. 26 000. Es gibt keine Zusammenkünfte der jüdischen Lehrer mehr, und mit der Jüdischen Schulzeitung stirbt auch eine der letzten Kontaktmöglichkeiten. Aber bis zur letzten Ausgabe hält Braun an seinen Vorstellungen einer idealen Lehrerpersönlichkeit fest. In dieser letzten Ausgabe beschwört er die Lehrer, von der eigenen unsicheren materiellen Existenz und der Sorge um die Zukunft während des Unterrichts abzusehen: „Wir müssen dieser Jugend, die in wenigen Jahren in alle Welt zerstreut sein wird, schöne Kindheitserinnerungen an die Schulbank schaffen. Der verbitterte jüdische Lehrer darf nicht existieren!“³⁶ (ebd., zitiert nach Röcher S. 121f.)

Abschied von Köln

Das persönliche Schicksal Siegfried Brauns in Köln und in Deutschland ist ebenfalls besiegelt: im Zuge der Ausschreitungen am 9./10. November 1938 wird er in Köln verhaftet, zunächst in die Strafanstalt Brauweiler und dann nach Dachau gebracht.

Henry Gruen berichtet von der Zerstörung der Synagoge und des Hauses in Köln-Ehrenfeld, wo er damals mit seiner Familie wohnte: „Mein Vater war scheinbar gefasster und sagte mir, ich sollte besser gehen und das Nötigste für mich mitnehmen. Ich ging in die Wohnung hinauf und holte einen Schlafanzug, ein Hemd und mein Klavieralbum: Johann Sebastian Bachs Stücke für Maria Magdalena, das waren meine Lieblingsstücke. Meine Eltern sagten, ich sollte zu Brauns fahren. Ich setzte mich aufs Fahrrad und fuhr durch das Tor hinaus. Ich wurde von keinem dabei behelligt, die Leute schauten einfach, und ich fuhr nach Köln-Sülz zu den Brauns, die in der Unkeler Straße wohnten. ... Ich blieb bei Brauns und wohnte in der folgenden Zeit dort. Meine Eltern kamen in einem Zimmer in der Ulrichgasse bei dem befreundeten Arzt unter. Ich habe sie dort dann besucht. Schulunterricht fand nicht mehr statt. Unterdessen ergab sich die Möglichkeit für meine Auswanderung. Meine Eltern sagten mir: ‚Du kannst mit einem

Kindertransport entweder nach England oder nach Holland fahren,‘ und ich antwortete: ‚Ich würde gern nach England gehen‘; am 4. oder 5. Januar 1939 fuhr ich dann zusammen mit Walter Braun mit einem Kindertransport nach England.“³⁷ Familie Braun hatte einen weiteren Sohn Gerd, der später in Afrika und dann ebenfalls in England lebte.

Anfang 1939 konnte Familie Braun nach Palästina ausreisen, das ihm bis zu seinem Tod im Jahre 1969 zur Heimat wurde. In Tel-Aviv unterrichtete er bis 1951 noch als Privatlehrer für Hebräisch. Ab 1951 lebte er im Kibbuz Maajan Zwi bei Sichron Jaakow im Norden Israels. Viele Erinnerungen, wie die oben zitierten, blieben ihm aber auch dort. Und er schrieb weiter Artikel für jüdische deutsche und israelische Zeitungen.

Wenn Siegfried Braun auch seine Heimat an der Mosel in relativ jungen Jahren verließ, so ist er ihr doch immer verbunden geblieben. Dabei soll seine Schwester Regina nicht vergessen werden, die im Oktober 1941 von Brauneberg nach Lodz deportiert wurde, und auch nicht seine Eltern und eine Schwester, die als kleines Kind gestorben ist. Diese drei sind auf dem jüdischen Friedhof in Brauneberg beerdigt.

Siegfried Braun und seine Frau Elisabeth haben auf dem Friedhof von Sichron Jaakow ihre letzte Ruhe gefunden; einer seiner beiden Söhne lebt bis heute dort.

Foto von Braun von 1916: „ich habe Köln..“, S. 252

Foto: aus Weber, Brauneberg: ehemalige Synagoge;

Foto: Schulklasse der Lützwstr.

Foto des Ehepaares Braun

Power-P.: Foto Grabstein/ verschiedene

- ¹ Ich habe Köln doch so geliebt. Lebensgeschichten jüdischer Kölnerinnen und Kölner, bearbeitet und herausgegeben von Barbara Becker-Jákli, Köln 1993, S. 128.
- ² Siegfried Braun, Geschichte einer Moselgemeinde, in: Zeitschrift für die Geschichte der Juden, Jahrgang 1965, Nr. 1-2, S. 119-126; hier S. 125.
- ³ Siegfried Braun, Von Dusemond und seiner jüdischen Gemeinde, in: Heimatkalender 1967 für den Kreis Bernkastel, 12.Jg., S. 24-35; hier S. 31.
- ⁴ Braun, Von Dusemond... (wie Anm. 3, S. 31f.)
- ⁵ Franz Schmitt, Chronik von Brauneberg und Filzen (hrsg. von der Ortsgemeinde Brauneberg), Bergweiler o.J. (1988), S. 546.
- ⁶ Braun, Geschichte... (wie Anm. 2), S. 122. *Cheder* ist die traditionelle jüdische Schule; *Nigunim* sind Gesänge ohne Worte aus chassidischer Tradition.
- ⁷ A.a.O., S. 124f.
- ⁸ Braun, Von Dusemond.. (wie Anm. 3), S. 30.
- ⁹ Siegfried Braun, Die Marks-Haindorfsche Stiftung, in: Hans Chanoch Meyer, Aus Geschichte und Leben der Juden in Westfalen, Frankfurt/Main 1962, S. 47-54; hier S. 47.
- ¹⁰ A.a.O., S. 48.
- ¹¹ A.a.O. S 54. Das *Schachritgebet* ist das Morgengebet.
- ¹² Ruth Röcher, Die jüdische Schule im nationalsozialistischen Deutschland 1933-1942, Frankfurt/Main 1992, S. 92.
- ¹³ Josef Walk, Das jüdische Schulwesen in Köln bis 1942, in: Jutta Bohnke-Kollwitz (Hrsg.), Köln und das rheinische Judentum, Köln 1984, S. 415-462; hier S. 417.
- ¹⁴ Ich habe Köln... (wie Anm. 1), S. 253f.
- ¹⁵ Wilhelm Scharf, Religiöser Erziehung an den jüdischen Schulen in Deutschland 1933-1938, Köln 1995, S. 148.
- ¹⁶ Jüdische Schulzeitung, 6. Jg. 1930, Nr. 9 vom 15.9.1930, S. 1-3; Fortsetzung 6. Jg. 1930, Nr. 10 vom 13.10.1930, S. 1-4;
- ¹⁷ Jüdische Schulzeitung, 6. Jg., Nr. 9, S. 3.
- ¹⁸ Ebd.
- ¹⁹ Jüdische Schulzeitung 6. Jg. Nr. 10, S. 1.
- ²⁰ A.a.O., S. 3.
- ²¹ A.a.O., S. 3f.
- ²² Röcher (wie Anm. 12), S. 125.
- ²³ Siegfried Braun, Um die jüdische Schule, in: Jüdische Schulzeitung, 9.Jg. 1933, Nr. 12 vom 1. Dezember 1933, S. 1-3; hier S. 3.
- ²⁴ Röcher (wie Anm. 12), S. 133.
- ²⁵ Siegfried Braun, Vor neuen Aufgaben, in: Jüdische Schulzeitung, 10. Jg. 1934, Nr. 7 vom 26.Juni 1934, S. 1-4; hier S. 2.
- ²⁶ A.a.O., S. 3.
- ²⁷ Siegfried Braun, Zur Unterrichtsgestaltung in den allgemeinen Schulen, in: Jüdische Schulzeitung 10. Jg. 1934, Nr. 12 vom 1.12.1934, S. 1-2; hier S. 2.
- ²⁸ Zvi Asaria (Hrsg.), Die Juden in Köln von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Köln 1959, S. 178.
- ²⁹ Walk (wie Anm. 13), S. 418.
- ³⁰ Siegfried Braun, Die Zeit und die Schule, in: Jüdische Schulzeitung 11. Jg. 1935, Nr. 10 vom 3.10.1935, S. 1-3; hier S. 1.
- ³¹ Röcher (wie Anm. 12), S. 128.
- ³² Ebd.
- ³³ Siegfried Braun, Die jüdische Volksschule, in: Jüdische Schulzeitung, 13. Jg. 1937, Nr. 9, S. 3f.
- ³⁴ Ebd.
- ³⁵ Jüdische Schulzeitung, 14. Jg. 1938, Nr. 1, S. 3-5.
- ³⁶ Jüdische Schulzeitung 14. Jg. Nr. 11, S. 7 (zit. nach Röcher, wie Anm. 12), S. 121f.
- ³⁷ Ich habe Köln.. (wie Anm. 1), S. 259f.